



Ilse Polak ging gerne in die jüdische Schule in Papenburg
Foto: privat

„Und dann wollte die SA unser Haus anstecken“

Ilse Polak war elf Jahre alt, als Nazis am 9. November 1938 ihre Schule in Brand steckten. Beinahe wäre auch ihr Elternhaus zerstört worden

Von Anne Diekhoff

Als Kind erlebte Ilse Polak in ihrer Heimatstadt Papenburg, wie der Antisemitismus alles Leben durchdrang. 1941 wurde sie mit ihrer Familie in das Ghetto von Riga deportiert, später von dort mit ihrer Stiefmutter in das KZ Stutthof. Sie überlebte als eine der wenigen ihrer Verwandtschaft. Seit 1949 lebt Ilse Polak in New York. Heute, mit 96 Jahren, geht sie immer noch montags zum Bingo in ein jüdisches Seniorencenter, wie sie erst diese Woche am Telefon erzählte. Aber meist ist sie zu Hause, in ihrer geliebten Wohnung an der Upper West Side, eine Hilfe an ihrer Seite. Die Telefonate sind inzwischen kurz. Wie es ihr geht? „Ich mach, so gut ich kann“, sagt sie jedes Mal. Wie das Wetter ist, ob es schon Lurch gab, ob sie Besuch erwartet. Kleine Momente, das hier, das jetzt.

Unsere Autorin traf Ilse Polak erstmals im Jahr 2009. Damals wollte sie über das erlebte Grauen nicht sprechen. „Viel leicht später.“ Es entstand eine Freundschaft, und mit der Zeit eine neue Entscheidung: „I'm aware of it, dass ich nicht alles sagen wollte, anyway, jetzt will ich es. Es muss alles raus“, sagte sie 2011. Das Buch mit ihren Erinnerungen erschien zwei Jahre später. Daraus stammt der folgende Auszug über den Morgen des 10. November 1938, dem Tag nach der Reichspogromnacht.

In Papenburg hatte es lange keine jüdische Schule gegeben. Sie war 1922 geschlossen worden, weil zu wenig jüdische Kinder da waren. 1937 wurde sie wieder eröffnet. Bis dahin waren mein Bruder und ich auf christliche Volksschulen gegangen, aber jetzt gingen wir mit den anderen jüdischen Kindern in die jüdische Schule. Und diese Schule war ein weiterer Lichtblick in meiner Kindheit. Leider existierte sie nicht lange, sie wurde 1938 zerstört, in der Nacht vom 9. auf den 10. November, da wurde sie in Brand gesteckt. Ich war also nicht lange dort.

Aber meine Zeit in der jüdischen Schule war die Zeit, als die Geschäfte Schilder mit der Aufschrift „Juden unerwünscht“ in ihre Fenster gestellt haben. Die Zeit, in der die SA und die Hitlerjugend durch Papenburg marschierten und Nazi-Lieder sangen. Irgendwas mit „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt“. Sie sind am Hauptkanal auf und ab marschiert und haben ganz laut gesungen, so, dass wir es auf jeden Fall hörten. Und wir hatten Nachbarn, die plötzliche anfangen, von ihrem Balkon auf unsere Köpfe zu spucken. Unsere Stiefmutter drohte mir außerdem in dieser Zeit immer wieder damit, dass ihr Bruder Eugen nur sie allein zu sich nach Amerika holen würde. „Und du bleibst hier!“, sagte sie zu mir.

Wir wussten noch nicht, wohin wir kommen würden. Meine Mutter sagte nur: „Wir werden abgeholt.“

In dieser Zeit also, in der die Anfeindungen von allen Seiten kamen, war es schön, jeden Tag in die jüdische Schule gehen zu können. Wenn unser Lehrer hereinkam, sind wir aufgestanden und haben gesungen: „Schalom hamore, Schalom hamore.“ Und er hat geantwortet: „Schalom jeladim, Schalom jeladim.“ So haben wir uns begrüßt: „Guten Tag, Herr Lehrer, guten Tag, Schüler.“ Das war ein sehr netter Lehrer, Benno Hes hieß der.

Mit dieser Schule war es also 1938 vorbei. Und nicht nur die Schule brannte am 10. November, auch unsere Synagoge wurde zerstört. Wir waren an dem Morgen gerade von zu Hause losgegangen, als wir es erfahren: Die Schule und die Synagoge stehen in Flammen, und in der Friederikenstraße auch einige jüdische Häuser. Wir sind gleich wieder nach Hause ge-

gangen. Und dann kam die SA auch zu uns an den Deverweg und wollte unser Haus anstecken. Sie haben meine Mutter, meinen Bruder und mich rausgeschickt. Mein Vater war nicht da, er war in diesen Tagen das erste Mal verhaftet worden und ins KZ-Lager Oranienburg gekommen. Unsere Mutter, mein Bruder und ich gingen also nach draußen. Da war schon alles voll mit Menschen, die gewartet haben, dass unser Haus in die Luft geht. Benzinkanister standen bereit. Aber unser Nachbar Wilhelms, der nebenan ein Lebensmittelgeschäft hatte, hat sich lautstark aufgeregt: „Wenn Polaks Haus in Brand gesteckt wird, geht unser Haus auch in Flammen auf!“

Ich weiß genau, wie ich auf der Wiese hinter dem Haus stand und große Angst hatte. Auch dann noch, als nichts passierte und es irgendwann hieß, wir könnten wieder reingehen. Ich wollte nicht. Weil ich dachte, wenn ich jetzt ins Haus gehe, werde ich getötet. Ich dachte, das Haus würde mit mir drin explodieren, wenn ich erst wieder reingegangen wäre. Ich stand auf der Wiese und habe geweint.

Erst später, als die vielen Zuschauer langsam wieder weggegangen waren, traute ich mich zurück ins Haus. Und als ich sah, dass die Benzinkanister nicht mehr da waren, war ich beruhigt. Heute weiß ich von meinem Bruder, dass Polizeiwachtmeister Schäfer mit dem Fahrrad vorbeigekommen war und der SA einfach verboten hatte, unser Haus anzuzünden. Und sie hörten auf ihn. Schade, dass er nicht überall zugleich sein konnte, vielleicht hätte er die anderen Feuer auch verhindern können.

Es gab noch andere Menschen, die uns geholfen haben. Der wichtigste war der Vater von Angelika Kremer, geborene Heideberg. Sie ist eine gute Freundin von mir. [...] Ihr Vater hatte einen Bauernhof, und er hat für uns sein Leben riskiert. Er kam immer im Dunkeln durch den



Ilse Polak im Jahr 2023
Foto: Anne Diekhoff

Seiteneingang ins Haus und brachte uns Milch, Butter und Eier, als wir nirgendwo mehr einkaufen durften. Wenn er geschnappt worden wäre, wäre er an den Galgen gekommen.

Nachdem unsere Schule in Papenburg zerstört worden war, sind wir vorübergehend nach Leer gefahren, wo es noch eine jüdische Schule gab. Dann aber wurde Leer auch „judenrein“ erklärt, und ich bin nach Hildesheim-Lappenberg in ein jüdisches Kinderheim gekommen. Mein Bruder kam nach Ahlem bei Hannover in die jüdische Gartenbauschule. [...] In dem Kinderheim war ich bis Ende 1941, bis ich Bescheid kriegte von meiner Stiefmutter, dass wir wegkommen ins Ghetto. Das heißt, wir wussten natürlich noch nicht, wohin wir kommen würden. Meine Mutter sagte nur: „Wir werden abgeholt.“

Ilse Polak: „Meine drei Leben“. Verlag der Buchhandlung Eissing, Papenburg 2013 (vergriffen)

Emotionen und Reden in Zeiten des Terrors

Bundespräsident Steinmeier fordert klare Zeichen gegen Antisemitismus – auch von arabischer Seite

Von Tanja Tricarico

„Ich weiß es nicht, warum die Menschen nichts gelernt haben.“ Dieser Satz hat an diesem 9. November eine neue Bedeutung bekommen. Gesagt hat ihn Margot Friedländer, Holocaust-Überlebende, 102 Jahre alt. Gerichtet ist er an Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, an die Vertreter:innen arabischer, palästinensischer, jüdischer Communitys. Sie sind wie Friedländer einen Tag vor dem Gedenken an die Reichspogromnacht ins Schloss Bellevue gekommen, um der Sprachlosigkeit zu weichen, um über Hass, Hetze und Antisemitismus zu reden, die seit dem 7. Oktober, seit dem Angriff der Terrormiliz Hamas auf Israel, auch in Deutschland wieder verstärkt Einzug halten. Friedländer zeigt den Anwesenden den Gelben Davidstern. „Das darf nie wieder geschehen“, sagt sie. Und: „Menschen haben Menschen umgebracht. Wer hasst Menschen?“

Der Bundespräsident hat zuvor eine Rede gehalten – und erneut in staatsmännischer Manier jede Form von Antisemitismus in Deutschland scharf verurteilt. „Wir werden Antisemitismus in diesem Land nicht dulden, keinen alten und keinen neuen, keinen christlichen und keinen muslimischen, keinen linken und keinen von rechts“, sagte Steinmeier. „Ich bin besorgt, wie sehr die Gewalt im Nahen Osten auch den gesellschaftlichen Frieden in Deutschland gefährdet. Ich bin entsetzt über die Billigung des Terrors, die antisemitische Hetze auf unseren Straßen.“ Und er forderte arabischstämmige Menschen in Deutschland zu einer klaren Distanzierung von Antisemitismus und der radikalislamischen Hamas auf. „Terrorismus, Volksverhetzung und der Aufruf zur Vernichtung des Staates“ hätten keinen Platz in Deutschland, „und ich erwarte, dass wir gemeinsam dagegenhalten.“

Wer versucht dagegenzuhalten, das sind die Menschen, die Steinmeier neben Friedländer zu einem runden Tisch eingeladen hat. Dialog in Zeiten des Terrors, verschiedene Perspektiven anhören, ist das Ziel. Ein Imam ist dabei, der muslimische Jugendliche in Strafanstalten betreut, ein Rabbiner, der gemeinsam mit dem Imam Workshops macht, zwei Restaurantbetreiber aus Berlin – der eine Israeli, der andere Palästinenser, die über das gemeinsame Kochen kulturelle Unterschiede überwinden. Ein Ehepaar, das an Schulen geht und den „Emotionen der Jugendlichen Raum geben will“, um die Gewalt, die Ausgrenzung vom Schulhof zu kriegen. Das Gespräch ist ernst, mitunter fast schon heiter, ab und an verzweifelt, aber alle sind auf der Suche nach der Formel für ein gutes Zusammenleben. Für die Restaurantbetreiber ist es ein neues Rezept für Hummus, für die Freundschaft zwischen einem Muslim und einem Juden die regelmäßige gemeinsame Drachenbootfahrt.

Der Bundespräsident hatte zuvor die „palästinensische und die gesamte arabische Gemeinschaft in unserem Land“ aufgefordert, ihre politischen Ansichten im Rahmen der Gesetze zu formulieren. „Sie alle sollen Raum haben, um Ihren Schmerz und Ihre Verzweiflung über die zivilen Opfer in Gaza zu zeigen, mit anderen zu teilen“, sagte Steinmeier. „Das Recht, das öffentlich und friedlich zu tun, ist von unserer Verfassung garantiert – und dieses Recht steht nicht in Frage.“ Es dürfe „keinen antimuslimischen Rassismus und auch keinen Generalverdacht gegen Muslime geben.“

Dass es den offenbar doch gibt, das sagen auch die Vertreter:innen muslimischer Initiativen. Seit dem 7. Oktober hätten sich viele junge Araber:innen gefragt: Wo ist eigentlich ihr Platz in der Gesellschaft? Und viele hätten gar das Gefühl, aus Berlin verscheecht zu werden. „Wir versuchen den Scherbenhaufen aufzufangen.“ Aber reicht das? Alle, auch Steinmeier, setzen auf die Schulen, auf die Lehrkräfte, die für mehr Aufklärung sorgen, die die Jugendlichen mit ihrer Wut auffangen sollen. Kapazitäten dafür gibt es viel zu wenig. Auch das wird in der Runde mehr als klar.

Margot Friedländer sagt, man müsse die Menschen aufräumen, gut zu sein. „Wir sind doch alle gleich, wenn wir auf die Welt kommen.“ In jedem Menschen stecke irgendwas Gutes.